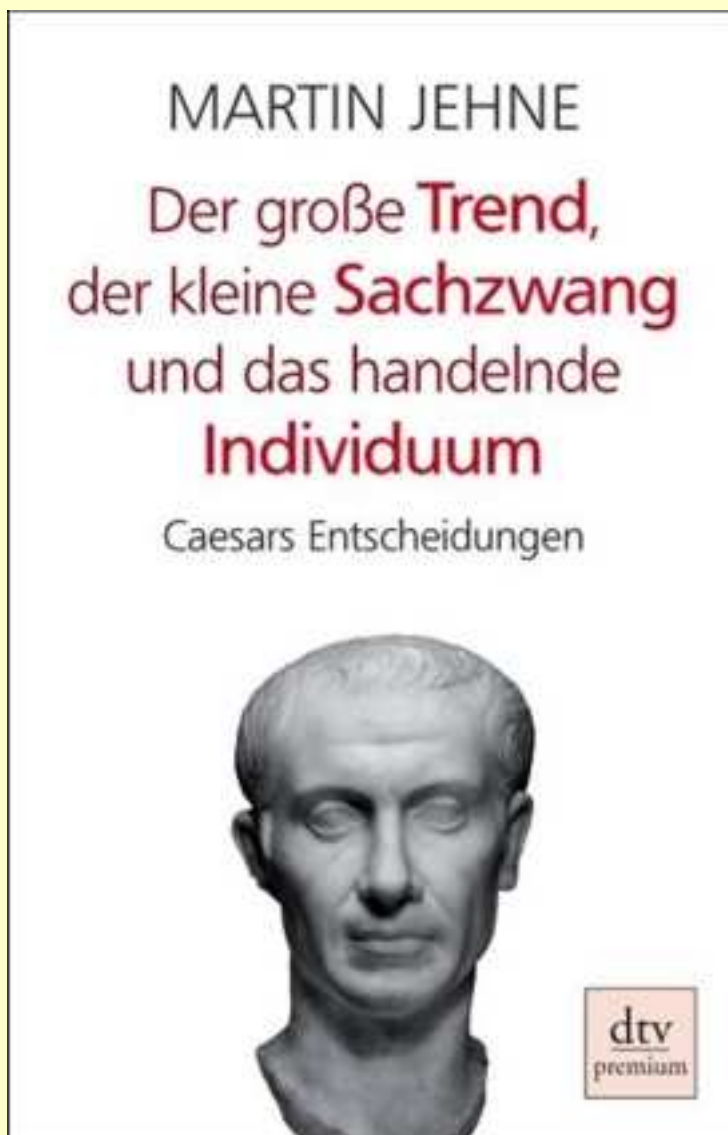


Gaius Julius Caesar

*Wie frei sind menschliche Entscheidungen
oder: Was wäre wenn ...*

M. Jehne ist Professor für Alte Geschichte an der TU Dresden. Unter seinen Veröffentlichungen befinden sich bereits mehrere Titel, die sich mit dem Thema „Caesar“ befassen.



Martin Jehne:
**Der große Trend, der kleine
Sachzwang und das handelnde
Individuum
Caesars Entscheidungen**

München: dtv 2009

www.dtv.de

ISBN 978-3-423-24711-5

160 Seiten * TB * 14,90 € * für
Erwachsene / LK-Schüler

In zwei zur Einführung gedachten Kapiteln widmet sich Jehne dem an sich zeitlosen Phänomen des „Handlungsspielraum(s) des Menschen im Strom der Entwicklungsprozesse“.

Er geht von der Aporie des Individuums aus, dass Wirkungen von Handlungen

nur unzuverlässig berechnet werden können, solange es sich in einem Prozess befindet (S. 8).

Werde dieser Prozess als autonom, also als unbeeinflussbar und irreversibel empfunden, so entstünden daraus zwei typische aktuelle Phänomene: Lethargie in Form von Politikverdrossenheit beim Bürger einerseits, Aktionismus bei der Führungselite andererseits, da sie ihre Position ständig rechtfertigen müsse (S. 9).

Jehne tritt einer Resignation mit der bemerkenswerten Feststellung entgegen, dass es für das Handeln keine Alternative gebe: auch jede Nicht-Aktion könne ein Impuls in einem Prozess sein (S. 18); das Individuum sei trotz aller Sachzwänge auf der Ebene seiner unmittelbaren Umgebung nicht ohne Handlungsspielraum, z. B. ob man sich von seinem Partner trennt, ob man den Nachbarn denunziert (S. 15), zumal man nie wissen könne, ob man wirklich in einem autonomen Prozess stecke oder ob es sich nicht doch lohne, den als negativ empfundenen Entwicklungen entgegenzusteuern (S. 19). In jedem Prozess gebe es neben einer Hauptwirkung auch eine Nebenwirkung, die ihm eine andere Qualität geben könne (S. 10), seien Entwicklungstempo und Intensität als Dimensionen des Prozesses nicht unbeeinflussbar (S. 11).

Aus den Unwägbarkeiten des Prozesses folgert Jehne dann, dass die Prozesskategorie zwangsläufig eine Kategorie der Historiker sei, da nur eine historische Thematik angesichts des bekannten Ausgangs der Entwicklung es ermögliche zu erkennen, welche Tendenzen und Handlungen wirkungsmächtig gewesen seien oder nicht (S. 19).

Im folgenden Kapitel begründet Jehne dann, warum er die „krisengeplagte Republik als Handlungsrahmen“ gewählt hat. Er weist darauf hin, dass die herrschende Senatsoligarchie an der Administration eines Weltreiches mittels der Organisationsstruktur eines Stadtstaates scheiterte (S. 24), Folge eines „systemimmanent nicht lösbaren Zielkonflikts“: Einerseits mussten die immer zahlreicheren und profitablen Provinzen verwaltet werden, andererseits galt es, die Ausweitung eines Ämterapparates zu verhindern, um die Herrschaft einer überschaubaren Schar von Männern zu erhalten (S. 25). Zu diesem „Systemerhaltungsreflex“ gehörte es auch, den Machtzuwachs eines Einzelnen, da er die Oligarchie faktisch beendet hätte, zu begrenzen, was aber immer schwieriger wurde, da Kriege und Statthalterschaften immense Vermögen entstehen ließen, die angesichts des für römische Senatoren klaren „Primats der Politik vor der Ökonomie“ (S. 27) wieder in die Politik investiert wurden und zu einer Auseinanderdifferenzierung der politischen Führungsschicht führten, wobei der Zuwachs von Macht und Erfolg durch das für Rom typische gigantische Patronagesystem, das auch Zugriff auf militärische Ressourcen bot, noch verstärkt wurde (S. 28). Er ließ große Einzelpersonlichkeiten wie Sulla, Pompeius und Caesar das System gefährden, ob sie es nun wollten oder nicht. Dass man sich in der Oberschicht der Krise bewusst war, aber dennoch keine Alternative entwickelte, sieht Jehne als ein Indiz für einen autonomen Prozess, einen „großen Trend zur Monarchie“, da das Handeln der Individuen und Gruppen allenfalls das Tempo, nicht aber die Richtung der Entwicklung habe beeinflussen können, räumt dabei aber ein, dass in der Forschung, wenn auch nicht die Krisenhaftigkeit der Lage an sich, so doch die Auffassung darüber, wie tief die Krise war, umstritten sei (S. 32).

In den folgenden acht Kapiteln analysiert Jehne an der Karriere Caesars Handlungsspielräume und Tragweite von Entscheidungen, und zwar zunächst an „Caesars Weigerung, sich unter politischem Druck scheiden zu lassen“. In den Zeiten blutiger Parteikämpfe zwischen Optimaten und Popularen heiratete Caesar 84, nach römischen Maßstäben gerade volljährig, Cornelia, Tochter des L. Cornelius Cinna, des damaligen starken Mannes, eine wie unter Patriziern üblich, aus finanziellen bzw. politischen Erwägungen arrangierte Ehe. Sie machte Caesar zu „einem der aussichtsreichsten Sprösslinge des politischen Nachwuchses“ (S. 38), der aber nach dem Sieg der Optimaten unter Sulla nur noch Mitläufer der Verlierer war (S. 41). Sullas Forderung nach einer Scheidung habe, so Jehne, den Zweck gehabt, Caesar durch eine neue Ehe in das sullanische System zu integrieren. Es wäre leicht und nach den damaligen Vorstellungen vernünftig gewesen, aus Gründen der Opportunität den Empfehlungen des Diktators zu entsprechen (S. 44). Caesars Weigerung, sich von Cornelia zu trennen, brachte ihn sogar in Lebensgefahr. Den Grund für seine Entscheidung sieht Jehne weniger in einer etwaigen Zuneigung, da dies für die patrizische Oberschicht ohnehin kein Kriterium für eine Ehe war, vielmehr eher Solidarität – ein für Caesar charakteristischer Wesenszug – und Stolz, da Caesar, nach dem Tod seines Vaters nun Familienoberhaupt, zu einem wie von Sulla erwarteten Unterwerfungsakt nicht bereit war (S. 45). Umso erstaunlicher, dass Caesars Entscheidung für ihn keine längerfristigen Folgen hatte, für Jehne ein Indiz dafür, dass man Sachzwänge nicht akzeptieren muss, dass Courage und Unabhängigkeit auch in Zeiten politischen Drucks ihren Platz haben (S. 46).

Als nächstes Fallbeispiel wählt Jehne „die Bewerbung um das Oberpontifikat 63. v. Chr.“, eine Entscheidung, bei der es für Caesar wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren gab. Denn das Amt bot, so Jehne, keine großen Einwirkungsmöglichkeiten in der Politik, und wendet sich gegen Versuche der modernen Forschung, die Bedeutung des Amtes hochzustilisieren (S. 51), und dass Caesar gegen zwei angesehene und verdiente ältere Mitbewerber antrat, galt als Normverstoß, der ihn politischen Kredit kostete (S. 52), er musste sich, um sich die nötigen Wählerstimmen zu sichern, so hoch verschulden, dass ihn seine Gläubiger nach einer Niederlage in den Konkurs und ins Exil getrieben hätten, was entehrende Ausgrenzungen bedeutet hätte, also wenigstens das politische Aus (S. 54). Jehne sieht daher als Motiv, dass Caesar mit dem Prestige einer gewonnenen Wahl seine Aussichten auf die bevorstehenden Prätorienwahlen verbessern konnte, verbunden mit einem großen Selbstvertrauen, sich durchsetzen zu können und ein zusätzliches Ehrenamt auf Lebenszeit zu gewinnen (S. 57). Mag ihm der Erfolg recht gegeben haben, so schätzt Jehne seine Entscheidung doch als Fehlentscheidung ein, denn ohne die unvorhersehbare politische Konstellation des Jahres 60 hätte Caesar es sehr schwer gehabt, die Brückierung der konservativen Senatoren zu überwinden, deren Ablehnung ihm erst Jahre später entgegenschlug und

ihm Bürgerkrieg eskalierte. Der Untergang der Republik nahm, so sieht es Jehne, schon mit Caesars Verhalten im Jahre 63 an Fahrt auf (S. 58).

Eine weitere unkonventionelle Entscheidung behandelt Jehne mit Caesars „Verzicht auf den Triumph 60 v. Chr.“. Dabei zeigt er zunächst das Dilemma auf, in dem Caesar steckte, denn die Bewilligung eines Triumphzuges, die in die Zuständigkeit des Senates fiel, kollidierte mit seiner Bewerbung um das Konsulat für das folgende Jahr, an und für sich kein Problem, wenn nicht auf Antrag einiger vergrätzter Senatoren für Caesar die Hürde geschaffen worden wäre, dass er seine Bewerbung um das Konsulat persönlich abgeben musste (S. 62). Das hätte bedeutet, dass er das Pomerium, die geheiligte Stadtgrenze, hätte überschreiten müssen und römischen Gepflogenheiten zufolge seine Befehlsgewalt als Statthalter verloren hätte, welche wiederum nötig war, um einen Triumph feiern zu können. Bemühungen um eine Ausnahmeregelung wusste sein Intimfeind Cato zu hintertreiben (S. 63). Caesar musste sich also zwischen Triumph und Konsulatsbewerbung entscheiden, wobei, so Jehne, nach Sachlage der Dinge im Jahre 60 und ohne die Kenntnis der künftigen Geschehnisse, ein abwägender Politiker eigentlich hätte den Triumph wählen müssen (S. 66); eine Großveranstaltung, die mit ihren begleitenden Schenkungen eine hervorragende Möglichkeit bot, Popularität beim Stadtvolk und Anerkennung bei den Standesgenossen zu gewinnen (S. 60), war doch der Triumph „eine dauerhafte Zierde des Geschlechts über den Tod hinaus“ (S. 61).

Dass Caesar diese einmalige Chance, ungeheures Prestige zu erlangen, fahren ließ und sich wieder einmal entgegen der „situativen Präferenzen“ entschied, das Pomerium überschritt und damit die Kandidatur wählte, führt Jehne auf die einmalige Konstellation des Jahres 60 zurück: Pompeius, der im Osten überwältigende Erfolge erzielt hatte, war von den Senatoren brüskiert worden, ihm konnte Caesar als Konsul nützlich sein, und als dann noch Crassus, einflussreich und steinreich, mit ins Boot geholt wurde, war damit ein Machtkartell geschaffen, das in der Lage war, die Interessen der Beteiligten gegen jede Opposition durchzusetzen (S. 69). Wohl ist Jehne der Meinung, dass Caesar auch ohne die Hilfe des Pompeius Konsul geworden wäre, aber es ging Caesar insbesondere um ein großes Provinzkommando, das ihm auf normalem Wege kaum verliehen worden wäre. Caesar hatte Erfolg, aber der Preis war hoch. Da er während seines Konsulats massiv gegen etablierte Regeln und Normen verstoßen hatte, waren die Vorbehalte bei wichtigen Senatoren zu einer Dauerfeindschaft vertieft worden. Hier war Caesar auf kurzfristige Chancen fixiert und hatte langfristige Folgen ausgeblendet, was Jehne als Merkmal entscheidungsstarker Persönlichkeiten erachtet, das ihnen ihr rasches Handeln ermöglicht (S. 70).

„Die Invasion in Gallien 58 v. Chr.“ ist für Jehne ein weiteres charakteristisches Beispiel. Bei den Provinzzuteilungen für die auf sein Konsulat folgende Statthalterschaft als Prokonsul hatte Caesar darauf geachtet, mit der Gallia Cisalpina

(Oberitalien) und Illyricum Provinzen zu erhalten, die „Potenzial zur Machterweiterung“ (S. 72) hatten, denn sich als Feldherr zu bewähren war für Caesar angesichts seiner mächtigen Feinde im Senat nunmehr zu einer Überlebensfrage geworden: Er konnte nur noch weiter steigen oder fallen (S. 73). Dass aber Gallien die Ausgangsbasis seines großen Siegeszuges wurde und nicht der Donauraum, war reiner Zufall, denn der Statthalter der Gallia Transalpina (Südfrankreich) war plötzlich verstorben und Caesar sicherte sich auch diese Provinz. Ob die Auswanderung der Helvetier mit der potenziellen Bedrohung römischen Gebietes, die die willkommene Möglichkeit des Eingreifens bot, wirklich eine Überraschung für Caesar war, wie Jehne meint (S. 73), ist aber doch fraglich, da sie ihr Vorhaben schon seit drei Jahren geplant hatten.

Jehne weist zu Recht darauf hin, dass sich Caesar im Helvetierkonflikt im „üblichen Rahmen der römischen Außenpolitik bewegte“ (S. 77), hier wie auch im weiteren Verlauf des Gallischen Krieges aber in charakteristischer Weise bei den „situativen Präferenzen ... stets die konfliktverschärfende Variante wählte“ (S. 81), was Jehne damit erklärt, dass er sich nur mit der Macht und dem Prestige siegreicher Kriege gegen zu erwartende Angriffe nach der Rückkehr aus den Provinzen wappnen konnte.

Die Bedeutung der Eroberung Galliens sieht Jehne weniger in der Romanisierung Galliens mit ihren weitreichenden Konsequenzen, da diese zweifellos auch von Augustus in Angriff genommen worden wäre, sondern in den „Auswirkungen auf den großen Trend des Niedergangs der römischen Republik“ (S. 82): Ohne den Erfolg in Gallien hätte Caesar den Bürgerkrieg nicht wagen können, und die Republik hätte, wenn schon nicht stabilisiert, so doch noch einige Jahre länger erhalten werden können.

Im nächsten Kapitel behandelt Jehne mit der „Eröffnung des Bürgerkrieges 49 v. Chr.“ das wohl Entscheidendste im Rahmen des Niedergangs der Republik. Dabei geht er ausführlich auf die Vorgeschichte ein: Dem seit 52 v. Chr. erkennbaren Bemühen Caesars, der Statthalterschaft zum Schutz vor seinen Feinden nahtlos ein weiteres Konsulat anzuschließen (S. 83), dem Schwenk des Pompeius ins Lager der Senatoren (S. 84), dem Beharren Caesars auf einer Kandidatur in Abwesenheit (S. 85), dem Scheitern eines Kompromissvorschlages (S. 86), der berechtigten Sorge vor einem weiteren Konsulat Caesars (S. 87), also vor der *dominatio* eines Einzelnen (S. 88), da Caesar „ständig die Immunität des Amtes brauchte, in dessen Wahrnehmung er fast zwangsläufig immer mächtiger werden würde“ (S. 89). Dabei weist Jehne darauf hin, dass sich die Senatsmehrheit wohl mit einem weiteren Konsulats Caesars abgefunden hätte, nur die kleine Gruppe entschiedener Caesargegner sich nicht darauf einlassen wollte und dafür den Bürgerkrieg in Kauf nahm (S. 90).

Jehne setzt die Entscheidung Caesars für die Eröffnung des Bürgerkrieges von den bisherigen ab, insofern als es sich hier um eine Situation handelt, „in der viele der beteiligten Individuen bereits zahlreiche Optionen durchgespielt und ihre Präferenzen

und Methoden veränderten Bedingungen angepasst hatten" (S.91), in der das Ausmaß der Folgewirkungen mit zahllosen Toten, Proscriptionen und der Dominanz eines großen Potentaten wenigstens zum Teil vorhersehbar war (S. 93.), und in der die Entscheidungslage erheblich verengt war: Caesar konnte den Krieg beginnen, auf die Eröffnung durch die römische Zentrale warten oder klein begeben, er würde also umkommen, sich an die Spitze des Staates stellen können oder durch eine Entmachtung den politischen und sozialen Tod erleiden (S. 95). Caesar entschied sich ohne Zögern für den Einmarsch nach Italien, ein „Ergebnis von Strömungen und Zwängen auf verschiedenen Ebenen“. Zum einen war seit 59 v. Chr. mit Caesar lediglich eine weitere systembedrohende Machtbildung hinzugekommen, der Bürgerkrieg von 49 v. Chr. entsprach also dem großen Trend, zum anderen waren aber auch die Sachzwänge gesteigert worden: Die übliche Flexibilität römischer Politiker war bei den Konfliktparteien erheblich reduziert. (S. 96). Dabei beurteilt Jehne den Handlungsspielraum des Individuums Caesar als einerseits gering, weil es um alles oder nichts ging, andererseits als erheblich, weil Caesar in der Tradition des römischen Leistungsdenkens mit Recht darauf pochen konnte, dass seine *dignitas*, sein Rang und seine Würde, angesichts seiner außerordentlichen Verdienste, gewahrt blieben (S. 97). Jehne hebt die Bedeutung der Entscheidung Caesars hervor, indem er darauf hinweist, dass Pompeius, 61 v. Chr. in ähnlicher Situation, sie nicht getroffen hätte. Es habe „immer noch der Letztentscheidung des Individuums Caesar mit seiner Arroganz und Unabhängigkeit von den Bedenken und Befürchtungen seiner Standesgenossen“ bedurft, um den Krieg wirklich werden zu lassen (S. 98).

Danach geht Jehne auf die „Verfolgung des Pompeius nach der Schlacht von Pharsalos 48 v. Chr.“ ein, wobei er zunächst die Situation in Italien nach dem Einmarsch Caesars beleuchtet: das Scheitern neuer Friedensinitiativen (S. 100), der Rückzug des Pompeius nach Griechenland (S. 101), die mangelnde Unterstützung, die die Caesargegner in der italischen Oberschicht fanden (S. 102), die Haltung der Caesargegner (S. 103), die keine Neutralität duldeten (S. 104), die Gründe, warum Caesar zunächst nicht nach Griechenland übersetzte (S. 105), Schließlich der Sieg über Pompeius. Danach gab es für Caesar zwei Optionen: dem geflohenen Pompeius in einer langwierigen Verfolgung hinterherzusetzen (S. 106) oder zu verhindern, dass sich dessen verbliebene Truppen in Nordafrika neu organisieren konnten. Dass sich Caesar für die erste Option entschied, ist für Jehne ein Indiz, „dass Caesar nicht in den Kategorien möglichst rascher und vollständiger militärischer Niederwerfung seiner Gegner dachte, sondern weiter nach sanfteren Lösungen suchte“ (S. 107), eine Ansicht, die nach einer Darstellung der Verhältnisse in Ägypten (S. 107-110), wohin Pompeius geflohen war, begründet: Caesar habe Pompeius nicht verfolgt, um ihn zu beseitigen, sondern um Gespräche über Friedensbedingungen bzw. einen Kompromiss zu führen, denn hätte Caesar den direkten Weg zur Monarchie beschreiten wollen,

hätte er erst die Pompeianer in Afrika besiegen müssen. Auch eine Gefangennahme des Pompeius hätte mehr Probleme geschaffen als gelöst, eine Hinrichtung hätte Caesars Propaganda der Milde desavouiert (S. 111), eine These, die ihren Reiz hat, die sicher aber nicht überall Anklang finden dürfte. Caesar habe demnach ungebrochen an der Vorstellung festgehalten, der Bruch mit Pompeius und den Senatoren auf dessen Seite sei noch heilbar, und erst die im Auftrag des Ptolemaios und seiner Berater erfolgte Ermordung des Pompeius habe den Kampf bis zu einer totalen Niederlage einer der Bürgerkriegsparteien unausweichlich werden lassen (S. 112).

Danach betrachtet Jehne die „Beziehung mit Kleopatra 48 v. Chr.“, zu der es gekommen war, als Caesar sich in die innerägyptischen Thronstreitigkeiten hatte verwickeln lassen, Nach Jehnes Ansicht infolge gravierender Fehler (S. 121). Insbesondere sich für die Wiedereinsetzung der Kleopatra starkzumachen, sieht er als eine „überflüssige ‚Kateridee‘“ (S. 122). Dass allein persönliche Motive, die Liebe zu Kleopatra, Ursache dieser Fehlentscheidung waren, hält Jehne für nicht sehr wahrscheinlich. Es habe ihm – anders als in Gallien – das nötige Maß an Informationen gefehlt, infolgedessen er sich in Ägypten „wie ein Elefant im Porzellanladen“ bewegt habe (S. 123). Mehrere Monate war Caesar von allen Nachrichten abgeschnitten, er selbst geriet in große Gefahr, seine Gegner konnten neue Kräfte sammeln. Dennoch meint Jehne, dass die Entscheidungen Caesars, nicht gleich nach dem Tod des Pompeius abzureisen, stattdessen das römische Prestige aufrecht zu erhalten und Geld aufzutreiben, zwar nicht die einzigen, aber doch nahe liegende Optionen waren, wie auch das Einmischen in den Thronstreit der königlichen Geschwister bewährte römische Taktik war (S. 126). Dieser Fehler hätte also auch anderen passieren können. Jehne sieht ihn als ein Beispiel, „wie die Verhaltensweisen, die von den kulturellen Prägungen und den situativen Impulsen her eigentlich angezeigt sind, ... die Risiken beträchtlich erhöhen“ können.

In der letzten Fallstudie befasst sich Jehne mit der „Entlassung der Leibwache 44 v. Chr.“, eine Entscheidung, die Caesar letztlich das Leben kostete.

Als Caesar „ohne Not“, wie Jehne meint, im Februar 44 v. Chr. die lebenslängliche Diktatur antrat, organisierte sich schnell eine Gruppe von Verschwörern, zu denen auch Caesar-Anhängern gehörten, was Jehne damit erklärt, dass diese feststellen mussten, dass der Aufstieg an der Seite Caesars nicht viel wert war, wenn man weiterhin von einem Mann abhängig blieb (S. 130). Nachdem Caesar unmissverständlich deutlich gemacht hatte, dass er bis an sein Lebensende an der Spitze des Staates zu stehen gedachte, musste klar sein, dass ein Wechsel des Regimes nur durch den Tod des Diktators zu erreichen war, und es musste Caesar auch bewusst gewesen sein, dass die einzige Option der Regimegegner das Attentat war (S. 131). Schon im Bürgerkrieg hatte er eine Bedeckungsmannschaft, die aus Spanien mitgebrachten hispanischen Kohorten entließ er aber, nach Jehne „ein

ostentativer Akt von hoher symbolischer Bedeutung“, da er damit die Rückkehr zur Normalität signalisierte (S. 132). Obwohl es sicherlich nicht leicht war, an Caesar heranzukommen, bestand aber ein hohes Risiko, dass ein potenzieller Attentäter Erfolg haben könnte (S. 133). Einen Senatsantrag, ihm eine Mannschaft aus Senatoren und Rittern zur Seite zu stellen, lehnte Caesar aber ab, sodass er an den Iden des März ohne Leibwache war (S. 134), obwohl er von der Unzufriedenheit vieler Senatoren, von Attentatsplänen wusste (S: 136). Jehne führt Caesars Entscheidung auf die ihm eigene Arroganz zurück, mit der er auf sein Glück vertraute und den oppositionellen Senatoren einen solchen Schritt einfach nicht zutraute (S. 137). Ein anderer hätte sich wohl anders entschieden, sodass Caesar die Wahl der „strukturell unwahrscheinlicheren Variante“, „seine Neigung zu Abweichungen vom Strom des Naheliegenden“, mit dem Leben bezahlte.

Die Frage, ob es richtig ist, bei einer Epoche wie dem Niedergang der römischen Republik das Handeln des Individuums auf Caesar zu fokussieren, da auch andere wie Pompeius, Cicero, auch Octavian Entscheidungen von großer Tragweite getroffen haben, jedenfalls von größerer als manche der Entscheidung, die Jehne für Caesar behandelt, mag gestellt werden, geht aber an Jehnes Anliegen vorbei. Er präferiert das Exemplarische, und nur so bietet sich die Möglichkeit, das Handeln eines Individuums möglichst umfassend zu analysieren.

Man mag auch Fallbeispiele als sekundär betrachten (z. B. Caesars Weigerung, sich auf Weisung Sullas scheiden zu lassen) oder vermissen (z. B. der Entschluss, seinen Großneffen C. Octavius, den späteren Augustus, zu adoptieren), aber auch dies tut dem Wert des Buches keinen Abbruch.

Denn ein Buch, das nicht nur beschreiben will, was jemand getan hat, sondern auch, warum er es getan hat und mit welchen Folgen, muss zwangsläufig auch die Determinanten des Handelns vermitteln, und so erfährt der Leser Vieles und Wichtiges über das historische, politische, gesellschaftliche und kulturelle Bedingungsgefüge, das das Handeln beeinflusste, vermittelt in einer auch für den interessierten Laien verständlichen Weise und glänzend geschrieben.

Mehr noch, Jehne vermag es zu vermitteln, dass die beschriebenen Fälle im Grunde zeitlos sind, indem er immer wieder auf aktuelle Ereignisse und Situationen oder solcher der unmittelbaren Vergangenheit verweist.

Hans Pflanzler
für